

DAVID
SAFIER



LESEPROBE
und
INTERVIEW
mit dem Autor

Die Ballade von
Max und Amelie

ROMAN

KINDLER

«In der Nacht des Goldenen Lichts
begann unser ewiges Leben. Unser
ewiges Sterben. Unsere ewige Liebe.»

LESEPROBE

Ich sah Max das erste Mal, als ich noch nicht Amelie hieß. Auf der Müllkippe jener Stadt, die die Menschen Neapel nennen. Zu einer Zeit, in der ich noch nicht wusste, dass es noch andere Städte gibt oder gar andere Länder. Bevor ich die Bergkuppen im Nebel gesehen, das Salz des Meeres gerochen und den Hass unserer Verfolgerin gespürt hatte. Bevor ich ahnte, dass ich eine unsterbliche Seele besaß.

Die Sonne stand hoch und brannte unerbittlich. Ich lag in einer schattigen Mulde, umgeben von Säcken, von denen ich einen mit den Zähnen aufgerissen hatte. Da war eine Fischdose, die ich ausschlecken wollte. Die Reste, die an den Innenseiten klebten, waren noch nicht so schlecht geworden, dass ich mir den Magen verderben würde. Gerade steckte ich meine Zunge hinein, ganz vorsichtig, damit ich mich nicht an den scharfen Rändern schnitt, da hörte ich, wie ein Hund die andere Seite des Müllbergs hochlief. Die Schritte waren schwerer als bei mir und meinen Geschwistern. Dieser Hund musste also größer sein. Ein Fremder.

Ich nahm die Zunge aus der Dose, schaute den Müllberg hinauf und sah in der flirrenden Hitze, wie der fremde Hund die Kuppe erreichte. So einem war ich noch nie begegnet: Er war größer als alle Hunde, die auf der Müllkippe herumstreiften, mit langen schwarzen Haaren. In unserem Rudel hatten alle kurzes, sandfarbenes Fell. Die Einzige, die überhaupt ein paar dunklere Haare besaß, war ich. Ich hatte auf dem Rücken eine runde Stelle, die aussah wie matschige Erde. Wegen ihr hatte mir meine Mutter bei der Geburt den Namen Fleck gegeben. Meine Brüder und Schwestern hatten mich schon immer deswegen ausgelacht, herumgeschubst, manchmal sogar gequält. Dieser Stelle hatte ich es jedoch auch zu verdanken, dass ich seit meiner Jugend zu einer Kämpferin geworden war, die sich nichts gefallen ließ und dafür sorgte, dass ihre Geschwister sie mit Respekt behandelten. Bis zu jenem Tag, an dem Mama so krank wurde, dass mein großer Bruder Blitz die Führung des Rudels für sich beanspruchte.

Ich hätte ihm nicht widersprechen dürfen.

Ich selber wollte gar nicht der Leithund sein. Aber ich wollte mich ihm nicht unterordnen. Auf Mama zu hören war mir immer ganz natürlich erschienen, auch wenn es mir mitunter nicht gefallen hatte. Eins meiner Geschwister als überlegen zu akzeptieren und dann auch noch Blitz, der mich stets am meisten gequält hatte, widerstrebt mir. So sehr, dass ich ihn noch am gleichen Tag, an dem er den Anspruch erhob, zum Kampf herausgefordert hatte.

Blitz war noch nicht mal der Stärkste im Rudel, das war Erstgeborener. Doch Erstgeborener hatte ein zu sanftes Wesen, um unseren Bruder in die Schranken zu weisen. Und so standen Blitz und ich uns an einem kalten Wintermorgen gegenüber und knurrten uns an. Es hatte in der Nacht geregnet, der Sand unter unseren Pfoten war nass, unser Fell glänzte vor Feuchtigkeit. Ich bemühte mich, mir meine Angst, die sich von meinem Herzen aus allmählich in mir ausbreitete und mich zu lähmen drohte, nicht anmerken zu lassen. In der törichten Hoffnung, Blitz einschüchtern zu können, knurrte ich noch lauter, obwohl er meine Angst doch riechen konnte. Plötzlich rannte Blitz auf mich zu, sprang mich mit einem Satz an und war über mir. Seine gefletschten Zähne direkt über meinem Gesicht. Ehe ich überhaupt reagieren konnte, biss er mir mit seinen scharfen Reißzähnen das linke Auge heraus. Der Kampf war vorbei, bevor er überhaupt begonnen hatte.

Mein zeretztes Auge lag ausgespuckt neben mir auf dem Boden. Ich jaulte auf, er ließ von mir ab, und ich schlich mit eingeklemmtem Schwanz davon und suchte mir ein Versteck hinter einem Haufen kaputter Bretter. Ich zitterte am ganzen Leib. Vor Schmerz, aber auch vor Angst, dass Blitz mir folgen würde, um mich zu töten. Er tat es nicht. Es wäre schön gewesen, wenn meine Geschwister ihn davon abgehalten hätten. Doch falls sie überhaupt so etwas wie Liebe für mich empfanden, war sie bei weitem nicht so groß wie ihre Angst vor unserem Bruder. Auch meine Mama hatte nicht für mich um Gnade gebeten. Ich möchte glauben, dass sie es nicht getan hat, weil sie dafür nicht mehr genug Kraft besaß.

Noch in der gleichen Nacht bekam ich Fieber. Die Wunde am Auge hatte sich entzündet, und die Entzündung breitete sich aus. Ich konnte tagelang nicht aufstehen, weil ich zu schwach war. Nur

Erstgeborener besuchte mich an meinem Platz. Er ließ Wasser, das er in seinem Maul zu mir getragen hatte, in meins laufen. Damit widersetzte er sich heimlich Blitz, der die Geschwister und meine todkranke Mutter angewiesen hatte, die Natur entscheiden zu lassen, ob ich am Leben bleiben würde oder nicht.

Die Winterkälte setzte mir zu, auch wenn sie bei weitem nicht so hart war wie jene, die ich auf meiner Reise mit Max in den Norden noch kennenlernen sollte.

Für mich war es wohl ein Segen, dass ich nur den kalten Wind und den prasselnden Regen ertragen musste. Im Sommer wäre ich meiner Entzündung gewiss erlegen. So aber konnte ich mir selbst nach einer Weile wieder etwas zum Fressen besorgen und aus Pfützen trinken. Es dauerte lange, bis die Wunde aufhörte zu eitern, und noch länger, bis sie vollständig vernarbt war. Als ich schließlich zu meinem Rudel zurückkehrte, wurde ich nicht mehr Fleck genannt, sondern Narbe.

Dass mich irgendjemand einmal schön finden könnte, wäre mir niemals in den Sinn gekommen. Dass ich noch mal Liebe erfahren würde, ebenfalls nicht.

Der große schwarze Hund, der gerade den Müllberg herunterlief, wirkte gehetzt und verängstigt. Außerdem hörte ich Menschen Schritte, nicht so schwer wie die der Männer, die aus ihren rollenden Höhlen den Müll hier abluden. Die Schritte stammten eher von Menschenkindern. Die streuten immer wieder in kleinen Rudeln über die Kippe, um Metalle einzusammeln. Was sie damit machten, konnten wir uns nicht vorstellen, aber irgendeinen Wert mussten sie für sie haben.

Es war ungewöhnlich, dass sich die Menschenkinder in unser Revier trauten. Menschen, egal ob groß oder klein, gingen uns stets aus dem Weg. Auch die anderen Hunde, die über die Müllkippe streiften, respektierten uns. Sie kannten die Geschichte von Blitz, der sogar seiner eigenen Schwester das Auge ausgerissen hatte. An manchen Morgen tröstete ich mich damit, dass mein Verlust wenigstens das Leben unseres Rudels sicherer machte.

Fünf Menschenkinder rannten über den Hügel, darunter ein Weibchen mit schwarzem Haarschopf. Eines der Männchen trug

nicht wie die anderen am ganzen Körper das falsche Fell der Menschen. Er hatte nur seine Beine bedeckt, der obere haarlose Körper war nackt. Man konnte an seinem Oberkörper sämtliche Knochen erkennen, so mager war er.

Wie alle Menschenkinder, denen ich bisher begegnet war, stanken auch diese schon von weitem nach Angst. Irgendwo musste es einen Rudelführer geben – einen Vater, eine Mutter oder einen Bruder wie Blitz – den wir nie zu Gesicht bekamen, der sie das Fürchten lehrte. Das Weibchen mit den schwarzen Haaren roch außerdem nach frisch verbranntem Fleisch. Als es näher kam, erkannte ich kleine schwarz-rote Wunden an seinen Armen.

Bald würden die Menschenkinder den fremden Hund eingeholt haben. Welcher Hund war langsamer als Menschenkinder? Nur einer, der ohnehin dem Tod geweiht war.

Doch dieser Hund wirkte zwar geschwächt – seine Zunge hing ihm aus dem Maul, als ob er lange nichts getrunken hatte –, aber er hatte mehr Fleisch auf den Rippen als ich jemals in meinem Leben. Er war also nicht schwach, jedenfalls nicht körperlich. Dafür stank er ebenfalls nach Angst. Im Gegensatz zu den Menschenkindern jedoch, bei denen dieser Gestank schon zu ihrer Natur zu gehören schien, roch ich bei ihm eine frische Angst. Als würde er sich das erste Mal in seinem Leben ängstigen.

Wieso hatte er noch nie Angst verspürt? Vielleicht weil er so groß war und ihn bisher niemand attackiert hatte? Allerdings war er kein Kämpfer, von ihm ging nicht mal ein Hauch von Narbengeruch aus. Ich war mir sicher, dass er noch nie eine schlimme Wunde hatte. Die Menschenkinder bewarfen den Fremden mit allem, was sie in die Finger bekamen: Dosen, Gefäße, Holz.

Warum knurrte er sie nicht an? Warum biss er nicht einen von ihnen ins Bein, damit sie wussten, wer hier das Sagen hat? Was war das für ein Hund, der sich so etwas gefallen ließ? Mit einem Mal humpelte er. Nicht etwa, weil ihn eines der Menschenkinder am Bein getroffen hatte, sondern weil er mit seiner linken Hinterpfote offenbar in scharfes Metall getreten war. Sehen konnte ich die Wunde nicht, aber ich roch das Blut. Und dieser Geruch wurde immer stärker. Was immer es war, es bohrte sich mit jedem Schritt tiefer in seine Pfote.

Die Menschenkinder hatten ihn inzwischen eingeholt. Sie standen um ihn im Kreis, bewarfen ihn jetzt auch mit Steinen und schienen daran Spaß zu haben. Dass ich mich in meiner Mulde auf dem Hügel ganz in ihrer Nähe aufrichtete, bemerkten sie nicht. Auch der Fremde sah sich nicht nach mir um oder bellte mir zu. Er hätte mich riechen müssen. Aber er war offenbar zu sehr von seiner Angst beherrscht.

Warum, bei Hundsmutter, wehrte er sich nicht? Ich verachtete ihn dafür. Noch mehr, als er nun anfang jämmerlich zu jaulen. Ein Hund durfte nicht jaulen, egal, wie groß der Schmerz war. Das war gleichbedeutend mit Aufgeben.

Meine Mutter war den ganzen Sommer, den ganzen Herbst und den halben Winter von ihrer Krankheit zerfressen worden, sie hatte kein einziges Mal geklagt und war unsere Anführerin geblieben. Bis zu jenem verregneten Tag, an dem ihre Schmerzen unerträglich wurden. Noch in der gleichen Nacht hatte Blitz seinen Platz als Anführer des Rudels eingefordert.

Der Fremde sollte verdammt noch mal aufhören zu jaulen!

Er humpelte hilflos im Kreis hin und her auf der Suche nach einer Lücke, durch die er fliehen könnte. Doch selbst wenn ihm das gelänge, käme er mit seiner verletzten Pfote nicht weit. Er musste sich endlich, endlich wehren!

Das kleine Menschenmädchen mit dem schwarzen Haarschopf hob eine Holzlatte vom Boden auf. Langsam, geradezu genüsslich, ging sie auf den Hund zu, während die anderen Menschenkinder aufhörten, ihn zu bewerfen. Der schwarze Hund schien gar nicht zu verstehen, was gleich geschehen würde. Aber ich tat es.

Ich machte einen Satz und stand nun auf dem Hügel. Jetzt hätten die Menschenkinder mich endgültig sehen können, wenn sie in meine Richtung geschaut hätten. Oder mich riechen müssen, wenn ihre Nasen nicht so verkümmert wären.

Ich bellte jedoch nicht, um den Fremden zu warnen, sondern zögerte wieder. Dieser Hund gehörte nicht zu meinem Rudel.

Warum sollte ich ihm helfen? Für jedes meiner Geschwister hätte ich gekämpft. Selbst für Blitz. Aber für einen so verachtenswerten Schwächling?

Das Weibchen schlug mit der Holzlatte zu.

Der schwarze Hund jaulte auf, wankte, hielt sich aber auf den Beinen. Er schien von dem Schmerz erschrocken zu sein und stank nicht mehr nur nach Angst, sondern beißend nach Panik. Fast so sehr wie ich bei meinem Kampf mit Blitz.

Das Weibchen schlug noch mal auf ihn ein. Kräftiger. Diesmal gegen den Kopf. Und noch mal. Und noch mal. Bis der Fremde zusammenbrach.

Die Menschenkinder johlten vor Freude. Noch war der schwarze Hund bei Bewusstsein, aber er jaulte nicht mehr, er winselte nur noch. Das Mädchen ging triumphierend um ihn herum, in ihren Händen die blutige Latte. An der Schläfe des Fremden klaffte eine Wunde. Gleich würde es wieder zuschlagen. Und dann noch mal und noch mal und noch mal. Wollte es den Hund zu Tode prügeln, weil es den Anführer, der ihnen so viel Leid zufügte, nicht attackieren konnte? Jubelten die anderen Menschenkinder, weil sie jemanden für ihre Angst, ihr Leid bluten sehen oder gar sterben sehen wollten?

Ja, der schwarze Hund mit den wenigen feuerroten Barthaaren war ein Schwächling. Aber ich wollte nicht zusehen, wie Menschen einen Hund töteten. Das Mädchen holte aus, angefeuert von dem Bellen der anderen Menschenkinder. Und ich bellte auch. Lauter als sie. Tiefer.

Sie schauten überrascht zu mir. Ich begann zu knurren und genoss die Angst in ihren Gesichtern. Mit meinem vernarbten Auge und meinen gefletschten Zähnen sah ich sicher furchterregend aus.

Ich rannte auf sie zu. Die Menschenkinder flüchteten. Aber ich wollte sie nicht davonkommen lassen. Sie durften sich nie wieder in diesen Bereich der Müllkippe wagen. Ich lief vorbei an dem schwarzen Hund. Er lag seitlich auf dem Boden, die Beine von sich gestreckt, dabei konnte ich erkennen, dass einige wenige seiner Barthaare feuerrot waren. Das Männchen ohne falsches Fell am Oberkörper stolperte und fiel hin. Er wäre eine leichte Beute gewesen. Doch ich wollte die mit der Latte. Und so rannte ich weiter. Das Menschenmädchen, das nun fast die Kuppe des Müllbergs erreicht hatte, den es den fremden Hund zuvor heruntergejagt hatte, blickte über die Schulter und erkannte, dass ich es einholen würde. Es blieb abrupt stehen, drehte sich zu mir um und brüllte,

die Holzlatte dabei wild um sich schwingend. Ich musste aufpassen, dass es mich nicht erwischte, denn sonst drohte mir das gleiche Schicksal wie dem schwarzen Hund. Aber ich wollte dem Mädchen unbedingt eine Lektion erteilen. Es sollte sich hier nicht nur nie mehr blicken lassen, es sollte auch nie wieder einen Hund prügeln! Ich war Narbe. Die Kämpferin. Ich scheute keine Gefahr. Vor dem Tod hatte ich keine Angst!

Es gab sogar dunkle Nächte, in denen ich mich nach ihm sehnte.

Ich rannte auf das Menschenmädchen zu, sprang es an und stieß es zu Boden. Dabei fiel ihm die Latte aus der Hand. Ich stand nun mit allen vieren auf seinem Oberkörper. Aus seinen Augen trat salzig riechendes Wasser. Hundeaugen tränen nur, wenn sie entzündet sind – so dachte ich jedenfalls damals, bevor ich wusste, was wirkliche Liebe bedeutete. Die Augen des Mädchens waren gesund. So reagieren Menschen also, wenn sie dem Tod ins Auge blicken.

Einem Hund jedoch nicht unähnlich, winselte das Mädchen nun und hielt mir instinktiv die Kehle hin. Es wäre ein Einfaches gewesen zubeißen. Blitz hätte es getan. Nur so konnte ich sicher sein, dass es und sein Rudel nie wieder zurückkehren. Im Grunde war es meine Pflicht zubeißen.

Bisher hatte ich nur Insekten getötet. Kein anderes Tier. Keine Mäuse. Keine Krähen. Auch keine Katzen, die von allen Tieren am wenigsten Respekt vor uns hatten und manchmal unser Revier durchstreiften, als wäre es ihres. Erst recht hatte ich keinen Menschen getötet.

Mein Speichel tropfte auf das Mädchen hinab. Das salzige Wasser strömte nun so schnell aus seinen Augen wie das Wasser in dem Bach am Rand der Müllkippe, wenn der Herbstregen einsetzt. Ich knurrte es an, fletschte die Zähne, riss den Mund auf. Aber ich zögerte zubeißen. Ich war nicht Blitz. Konnte nicht so sein wie er. Wollte es auch nicht. Also ließ ich von dem Menschenmädchen ab. Ich sprang herunter und wandte mich ab, um ihm zu bedeuten, dass es verschwinden solle. Ich hörte, wie es sich hinter mir hastig aufrappelte und über den Müllberg davonlief. Hoffentlich hatte ich keinen Fehler gemacht.

Ich lief zu dem schwarzen Hund, der inzwischen fast das Bewusst-

sein verloren hatte. Ich schnüffelte an seiner Wunde am Kopf. Das Blut dort trocknete bereits. Die Wunde konnte also nicht tief sein. Ich sah mir seine Hinterpfote genauer an. Eine rostige Metallspitze hatte sich in das Fleisch hineingebohrt. Wenn sie drin blieb, könnte der Fremde schwer krank werden. Er hatte sich zwar mit den Menschenkindern dämlich angestellt, aber sterben sollte er trotzdem nicht. So beugte ich mich mit meiner Schnauze über die Pfote, nahm die Spitze des Metalls vorsichtig zwischen meine Zähne und zog sie mit einem Ruck aus der Wunde. Der schwarze Hund jaulte auf, das Blut sprudelte aus seiner Pfote, und ich sagte: «Ruhig, ganz ruhig.»

Wider Erwarten schien ihn meine Stimme tatsächlich zu beruhigen. Ich schleckte erst das Blut von seiner Pfote und verrieb danach mit meiner Zunge Speichel in der Wunde, damit sie sich nicht entzündete. All dies ließ der schwarze Hund zu, obwohl es gewiss schmerzhaft war. Als ich fertig war, richtete ich mich auf und betrachtete ihn. Er sah mich kurz an, dann fielen ihm die Augen wieder zu. Murmelte er etwas? War es ein Dank? Wollte er mir sagen, wer er war?

Ich legte mich zu ihm, meine Schnauze berührte fast seine. So nah war ich noch nie einem Hund außerhalb meines Rudels gekommen. Manchmal, als ich noch Fleck war, hatte ich davon geträumt, mit meiner Schnauze die eines Männchens zu berühren. Seitdem ich zu Narbe geworden war, wusste ich, dass solche Träumereien eben genau dies waren: Träumereien.

Kurz bevor das Augenlid des Fremden das letzte Mal flackerte und er das Bewusstsein verlor, konnte ich endlich verstehen, was er sagte: «Ich will nach Hause.»

2

Der schwarze Hund zuckte im Schlaf mit den Beinen und wimmerte leise vor sich hin. Vermutlich wurde er im Traum noch weiter von den Menschenkindern verfolgt. Ich stand neben ihm und beobachtete ihn, unschlüssig, was ich nun tun sollte.

Mein Magen knurrte. Konnte ich den schwarzen Hund einfach liegen lassen und zu der Dose mit Fischresten zurückkehren? Ich

zögerte, obwohl ich im Grunde wusste, dass die Gefahr für ihn zu groß war. Nicht so sehr wegen der Menschenkinder, auch wenn es nicht ausgeschlossen war, dass sie mit Verstärkung zurückkämen. Die pralle Sonne war die größte Bedrohung für ihn. Blieb er bewusstlos, würde er den ganzen restlichen Tag in ihr liegen. So eine Hitze können wir Hunde nicht ertragen. Sie staut sich unter unserem Fell und führt schon nach kurzer Zeit zum Hitzschlag.

Der schwarze Hund schwitzte zwar an seinen Pfoten und verschaffte sich so ein klein wenig Kühlung, da er aber bewusstlos war, konnte er nicht hecheln. Selbst für den unwahrscheinlichen Fall, dass er die Sonne bis zum Einbruch der Dunkelheit überstehen würde, er wäre in der Nacht viel zu schwach, um die Ratten zu vertreiben, die dann aus ihren Löchern krochen. Die erste Ratte, vielleicht auch noch die zweite und die dritte, würde er noch wegbeißen können, doch wenn sie Beute witterten, kamen die Biester in Rotten.

Zum Glück waren Ratten extrem lernfähig und griffen unser Rudel nicht an. Mama hatte in ihren ersten Nächten auf der Müllkippe, als sie uns als Ungeborene noch in ihrem Bauch trug, gleich mehrere von ihnen zerfetzt. Deren Geschwister und die, die ihnen folgten, hatten entweder von Mamas Tat gehört oder die Erfahrung als Instinkt übernommen. Deshalb kamen die Ratten uns nie in die Quere. Der Fremde gehörte jedoch nicht zu uns. Ihn würden sie nicht verschonen.

Mein Magen knurrte inzwischen vernehmlich und erinnerte mich daran, endlich zu der Fischdose zurückzukehren und nach weiterem Essen zu suchen. Die paar Reste reichten nicht aus, um meinen Hunger zu stillen. Aber wenn ich den Fremden hier liegen ließ, wäre mein Einsatz für ihn vergeblich gewesen. Genauso gut hätte ich das Menschenweibchen weitermachen lassen können. Also beugte ich mich zu ihm runter und sagte: «Wenn du nicht aufstehst, stirbst du hier.»

Natürlich hörte er das nicht.

Ich stupste mit meiner Schnauze gegen seine und sagte: «Steh auf.»

Er rührte sich nicht.

Ich stupste noch mal, heftiger: «Steh auf!»

Er blieb weiter liegen.

Ich biss ihm nun in sein Ohr.

Er zuckte nur ein wenig.

«Steh auf, sonst verreckst du!», kläffte ich und biss gleich nochmal in sein Ohr, diesmal kräftiger. Natürlich nicht so sehr, dass ich seinen Knorpel anbiss, aber immerhin so, dass sein Ohr blutete.

Der Fremde jaulte im Schlaf auf, öffnete für einen kurzen Augenblick leicht die Augen – ob er in diesen Moment überhaupt wach war, konnte ich nicht sagen – und schloss sie sogleich wieder.

Was sollte ich tun? Ihn mit dem Maul in den Schatten zu ziehen, würde ich niemals schaffen, er war ja kein Müllsack, sondern groß und schwer. Unruhig lief ich um ihn herum. Sollte ich dem Fremden nicht wenigstens ein bisschen Trost spenden, wenn ich ihm schon nicht helfen konnte? Selbst wenn er es vielleicht gar nicht wahrnahm?

Ich konnte nicht gut mit Worten umgehen. Diese Begabung hatte eher meine Schwester, die anfangs Zweitgeborene hieß und später den Namen Lied bekommen hatte, weil sie so schöne Geschichten sang.

Irgendetwas musste ich dem fremden Hund doch zum Trost sagen können. Oder besser noch, ihm etwas sagen, das ihm die Kraft verlieh aufzustehen. Ich wollte ihn nicht aufgeben.

Als ich damals im Fieberwahn und mit der eiternden Wunde dalag, hatte mich ein Gedanke am Leben gehalten. Nicht etwa der, mich an Blitz zu rächen. Auch nicht der an die Liebe meiner Mutter. Sie hatte mich kein einziges Mal in meinem Versteck besucht. Es war die Hoffnung, noch einmal ohne Fieber in den Nachthimmel sehen zu können und mir dabei vorzustellen, wie sich die Sterne – wie Lied es uns oft in ihren Geschichten erzählte – miteinander unterhielten.

Hoffnung. Das war es. Ich musste dem Fremden Hoffnung geben. Doch wie? Ich wusste nichts von ihm. Außer dass er heim wollte. Wo war sein Zuhause? Er war wohlgenährt, nicht so dünn und sehnig wie wir, die wir uns unser Essen mühsam zusammensuchen mussten. Wo immer er auch herkam, es musste dort Nahrung im Überfluss geben. Aber auch etwas Schreckliches, vor dem er hatte fliehen müssen. Warum sonst war er nicht dortgeblieben und zu uns auf die Müllkippe gekommen?

Doch wenn sein Zuhause wirklich fürchterlich war, warum wollte er dorthin zurück? Das ergab alles keinen Sinn. Es machte auch keinen, weiter darüber nachzugrübeln. Ich musste dem Fremden die Hoffnung geben, in seine Heimat zurückkehren zu können. Ihm sagen, dass ich ihn dorthin bringen würde.

Ich musste ihn also anlügen.

Hunde, jedenfalls die, die ich kenne, sagen nicht die Unwahrheit. Mit Taten lügen wir immer wieder. Wir knurren, um unsere Angst zu verbergen. Oder bellen, um nicht vorhandene Stärke zu demonstrieren. Und wenn ein Hund weder knurren noch bellen kann, gibt es für ihn noch andere Wege, die Wahrheit zu vermeiden: Einfach nichts zu sagen. So wie es meine Mama getan hatte. Als sie bereits sehr krank war, hatte Lied sie gefragt, ob es ihr auch wirklich gutginge, und Mama hatte sich, statt zu antworten, schweigend in eine Mulde verzogen.

Lügen auszusprechen lag also nicht in unserer Natur. Und dennoch dachte ich darüber nach. Ich war verwirrt, ja, ekelte mich sogar ein wenig vor mir selbst, dass ich so etwas Unnatürliches überhaupt erwog. Aber der Ekel verflog schnell wieder, denn mir war klar, dass es in dieser Situation das Richtige war. So beugte ich mich zu dem fremden Hund herunter und flüsterte ihm ins Ohr: «Ich bringe dich nach Hause.»

3

Die Augen des Hundes flackerten kurz und öffneten sich mit einem Mal. Sie waren dunkelbraun mit großen schwarzen Pupillen. Er blickte mich an. Hilflos. Hoffend.

«Ich bring dich nach Hause», sagte ich noch einmal, damit er nicht sogleich wieder die Lider schloss.

«Wirklich?», fragte er kaum hörbar.

«Wirklich. Aber dafür musst du aufstehen und mir folgen.»

Und tatsächlich richtete sich der Fremde langsam auf. Erst legte er sich auf den Bauch, stellte dann die zittrigen Vorderbeine auf und ließ die ebenfalls wackeligen Hinterbeine folgen. Man konnte ihm ansehen, dass es ihn alle Kraft kostete.

«Kennst du denn den Weg?», seine Stimme war nun ein wenig

deutlicher. Die Hoffnung stärkte ihn.

«Du kennst ihn nicht?», fragte ich erstaunt.

«Nein», antwortete er traurig.

Er hatte sich ganz offensichtlich verirrt. Wenn ich ihn nicht weiter anlog, würde er wieder mutlos in sich zusammensinken. So antwortete ich: «Dafür weiß ich aber, wie du nach Hause kommst.»

«Schön», sagte er erleichtert und stand schon ein wenig fester. Er glaubte mir. Warum auch nicht? Die Hunde in unserem Rudel logen nie, das wird in seinem nicht anders gewesen sein. Ich musste ihn jetzt nur noch ein paar Schritte in den Schatten führen, der würde ihn vor der Sonne schützen und ihm genug Kraft spenden, die Nacht zu überleben. Aber während ich so Hoffnung schöpfte, kam mir plötzlich ein fürchterlicher Gedanke: Wenn Blitz ihn hier entdeckte, würde er unser Revier gegen den Eindringling mit aller Macht verteidigen. Gegen meinen Bruder hätte der harmlose Fremde keine Chance. Blitz würde ihm nicht nur das Auge ausreißen, er würde ihn töten. Um Gnade für den schwarzen Hund könnte ich nicht bitten. Auf mich würde Blitz nicht hören. Das hatte er noch nie getan, und seitdem ich ihm nicht den Gefallen getan hatte zu sterben, redete Blitz nicht mal mehr mit mir. Wenn ich mich für den Fremden einsetzte, würde er mich aus dem Rudel verstoßen. Blitz wartete, so war jedenfalls mein Gefühl, doch nur auf den geeigneten Anlass, um mich zu verjagen. Ich war immerhin die Einzige, die es gewagt hatte, seinen Führungsanspruch in Frage zu stellen. Nur, wo sollte ich dann hin?

«Wir müssen erst einmal», sagte ich zu dem schwarzen Hund, «für dich einen Platz für die Nacht suchen.»

«Ich will aber nach Hause», protestierte er. Seine Stimme war überraschend tief, sogar dunkler als die von Erstgeborenem. Beim Bellern musste sie imposant sein.

«Du bist zu schwach für einen langen Marsch.»

Der Fremde wollte schon widersprechen, aber er wusste, dass ich recht hatte. Fieberhaft dachte ich nach, wo er die Nacht sicher verbringen könnte. Auf der Müllkippe gab es so einen Ort nicht. Ich musste ihn also zum Bach bringen. Das Wasser hatte Mama uns immer verboten. Sie sagte, wenn wir hineinspringen, würden

wir untergehen und keine Luft mehr bekommen. Um uns zu zeigen, dass uns das Wasser die Luft zum Atmen nahm, ließ sie uns beim nächsten Gewitter die offenen Mäuler gen Himmel halten, bis sie sich mit Wasser füllten. Wir durften das Regenwasser erst schlucken oder ausspucken, wenn Mama uns die Erlaubnis dazu gab. Unsere Schnauzen füllten sich, wir rangen vergeblich nach Luft. Ich sah die panikgeweiteten Augen meiner Geschwister. Es war das erste Mal, dass ich ahnte, dass ich die Mutigste von uns war. Oder die am wenigsten Feige. Erst als Mama uns erlaubte auszuspucken, ging es uns wieder ein wenig besser. Seit diesem Tag hatten wir mehr als nur Respekt vor dem Bach. Wir hatten Todesangst.

Ich hatte gedacht, Mama wollte mit dieser Prüfung nur sicherstellen, dass wir nicht im Bach ertranken, aber mein schwächiger Bruder Denker, sicherlich der Klügste von uns, war anderer Meinung. Denker argwöhnte, sie wolle verhindern, dass eins ihrer Kinder jemals in die Stadt lief, in der sie selbst fast verhungert wäre und vermutlich schreckliche Dinge mit den Menschen erlebt hatte, von denen sie uns nicht erzählen mochte. Denker meinte gar zu wissen, dass Mama uns etwas verheimlichte. Immer mal wieder nannte sie ihn *Klein*, obwohl er nicht so hieß. Und auch Blitz nannte sie manchmal *Wolf*. Aber es waren keine neuen Namen, die sie ihnen gab, sondern schlicht falsche. Sie schien dann immer ein wenig verwirrt. Und danach tieftraurig, als wäre ihr ganzer Körper in Schatten gehüllt.

Als sie Denker an einem Tag gleich zweimal *Klein* nannte, sagte er später zu mir: «Ich glaube, sie hatte vor uns schon einmal einen Wurf Welpen. Auf der anderen Seite des Baches. In der Stadt. Und die sind alle gestorben.» Daran musste ich fortan immer denken, wenn Mama nachts von einem Berg der Müllkippe auf die Lichter der Stadt blickte.

«Komm mit», sagte ich zu dem Fremden, ging voran und merkte erst nach ein paar Schritten, dass er mit seiner verletzten Pfote nur humpeln konnte. Ich passte mich seinem Tempo an und ging stets zwei Hundelängen voraus. Ich überlegte mir, was für ihn besser war: den direkten Weg über die Müllberge zu gehen oder unten auf dem Boden um sie herum, auch wenn dies der längere

Weg war. Kaum hatte ich das gedacht, staunte ich über mich: Warum dachte ich darüber nach? Ich führte, er musste folgen!

Ich wählte den direkten Weg, und er ging hinterher ohne zu jammern, obwohl ihm seine Pfote und die Hitze schwer zusetzten. Auch ich hechelte, wenn wir aus dem Schatten traten und insbesondere, wenn wir uns in der prallen Sonne die Hügel hinaufkämpften. Der Fremde sagte die ganze Zeit über kein Wort. Und auch ich schwieg. So musste ich ihn nicht weiter anlügen.

Nach drei Hügeln blieb der schwarze Hund im Schatten stehen. Ich hätte ihn antreiben sollen, war ich doch die Anführerin, aber auch ich war froh um eine Verschnaufpause.

«Ich heiße Max», sagte er unvermittelt mit der Klarheit eines Hundes, der nur einen Namen im Leben hatte.

«Was bedeutet Max?», fragte ich, hatte ich dieses Wort doch noch nie gehört.

«Es ist einfach nur mein Name.»

«Aber er muss doch eine Bedeutung haben. »

«Es ist einfach der Name, den mir mein Frauchen gegeben hat.»

«Frauchen? Meinst du deine Mutter?», fragte ich und setzte mich wieder in Bewegung. Diesmal jedoch gingen wir nebeneinander.

«Meine Mama hat mir nie einen Namen gegeben», sagte er.

«Ist sie bei der Geburt gestorben?» Mama hatte mir und meiner Schwester Lied gesagt, dass so etwas manchmal passierte. Im Gegensatz zu Lied hatte mir ihre Warnung keine Angst eingeflößt. Entstellt wie ich war, hätte es ohnehin keinen Hund gegeben, der mit mir Nachkommen zeugen wollte.

«Nein, meine Mama war ganz gesund», antwortete der Fremde mit dem ungewöhnlichen Namen. «Sie sagte zu uns: Ich bekomme so viele Kinder, und ich muss sie alle hergeben. Da will ich euch keine Namen geben.»

Das klang schrecklich. Und es machte keinen Sinn. Das machte es noch fürchterlicher.

«Wohin gab deine Mutter ihre Welpen?», fragte ich.

«Mich hat sie an mein Frauchen gegeben. »

«Du hast mir immer noch nicht gesagt, was das ist, ein *Frauchen*?»

«Du weißt nicht, was ein Frauchen ist?»

«Nein, verdammt noch mal!»

«Der Mensch, der für mich da ist», sagte er, als ob es das Natürlichste von der Welt war.

Was redete der Fremde da? Eine Mutter, die ihre Kinder wegibt? Ein Mensch, der für ihn da war? Das war doch alles Irrsinn! Die Sonne musste ihm mehr zugesetzt haben, als ich dachte. Ich sah in seine Augen, deren Pupillen aussahen wie vom Regen geschliffene schwarze Kiesel. Sein Blick war nicht irre, sondern klar. Jedenfalls klarer als der meiner Mutter, als sie meine Geschwister mit falschen Namen angesprochen oder diese in ihren letzten Nächten gar in den Nachthimmel gejault hatte: *Klein. Wolf. Tänzerin. Glas.*

Mama hatte ihrem ersten Wurf Namen gegeben. Und uns auch. Die Mutter des Fremden hatte es bei ihren Welpen nicht getan. Meine Mutter hatte mich geliebt. Die meiste Zeit jedenfalls. Vielleicht bis ans Ende. Falls der Schmerz, der sie zerfraß, nicht alle Liebe in ihr abgetötet hatte. Etwas, das ich selbst in meinen finsternen Stunden nie hatte glauben wollen.

«Was ist mit deinem Auge geschehen?», fragte der Fremde.

«Geht dich nichts an», zischte ich.

«Es muss sehr wehgetan haben», sagte er mitfühlend.

Mitgefühl. Keines meiner Geschwister hatte je welches geäußert. Auch Erstgeborener nicht, als er mir das Wasser gebracht hatte. Er hatte nur nicht gewollt, dass ich vor Mama starb, sprach von der natürlichen Abfolge des Todes, die es zu bewahren galt. Ich hätte auch kein Mitgefühl gewollt. Und das des Fremden machte mich wütend. Weil ich mich schwach fühlte. Ich war nicht schwach!

Ich ging wieder voran und schwieg, hoffte, der Fremde würde meinem Beispiel folgen. Als er weitersprach, klang es fast so, als habe er durch sein Mitgefühl selber Kraft gewonnen: «Wie ist das mit deinem Auge geschehen?»

«Ich hab gesagt: Das geht dich nichts an!», kläffte ich nun.

«Ich wollte dich nicht verärgern. Verzeih.»

Verzeih? Wenn man als Hund einen Fehler macht, dann schweigt man. Um Verzeihung zu bitten war ein Zeichen von Schwäche wie das Jaulen bei Schmerz. Ich sollte diesen Schwächling auf der Stelle allein lassen, sollte er doch sehen, wie er mit den Ratten

klarkam. Oder mit Blitz.

«Und wie heißt du?», fragte er.

Ich schnaubte verächtlich.

«Willst du es mir nicht sagen?»

«Kannst du es nicht erraten?»

«Nein, kann ich nicht», antwortete er erstaunt.

«Narbe», schnaubte ich noch verächtlicher.

In seinen Augen lag nun noch mehr Mitgefühl. Damit er jetzt nichts sagte, knurrte ich. Schweigend erklommen wir den letzten Hügel. Man konnte das Wasser bereits riechen, da sagte er mit einem Mal: «Danke.»

«Danke?»

Denker war der Letzte gewesen, der mir gedankt hatte. In jener Nacht, als ihm klar wurde, dass Mama vor uns schon einmal Welpen gehabt und verloren hatte. Obwohl es eine laue Sommernacht gewesen war, bat Denker mich, sich an mich kuscheln zu dürfen, und ich ließ ihn gewähren. Dass ich in dieser Nacht auch seine Nähe brauchte, behielt ich für mich.

«Du hast mich gerettet», sagte der schwarze Hund, und seine tiefe Stimme wurde nun ganz weich, was schön klang und mir gefiel, obwohl ich es eigentlich als ein weiteres Zeichen von Schwäche hätte werten müssen. Und er ergänzte: «Ich habe noch nie solche Menschenkinder erlebt.»

«Ich kenne nur solche», erwiderte ich.

«Lilly ist ganz anders.»

«Lilly?», schon wieder ein merkwürdiger Name. Wie Max, von dem ich immer noch nicht wusste, was er bedeuten sollte, und der mir immer noch nicht über die Zunge kam.

«Das kleine Mädchen, das bei uns im Haus lebt.»

Der schwarze Hund wohnte in einer der Behausungen der Menschen, die wir von den höchsten Müllbergen aus sehen konnten und die bei Nacht leuchteten, bis sie irgendwann erloschen?

«Lilly ist lieb und lässt mich immer in ihrem Bett schlafen, auch wenn Frauchen das nicht möchte», seine Stimme wurde nun noch weicher. «Aber eigentlich will Frauchen es doch, denn Lilly hat nachts Alpträume. Warum weiß ich nicht. Aber wenn ich bei ihr schlafe, dann hat sie die nicht. Wenn Frauchen mich aus Lillys

Bett vertreibt, lege ich mich einfach davor. Und wenn Frauchen aus dem Zimmer geht, springe ich wieder hinein. Ich glaube, Frauchen weiß das und lässt es zu, weil sie will, dass Lilly keine Angst im Schlaf hat.»

Ich verstand kaum etwas. *Bett* war wohl so etwas wie ein Schlafplatz. *Lilly* war ein Menschenkind. Und er mochte es gerne. So viel war klar. Doch warum schlief der Hund nicht bei anderen Hunden, sondern bei Menschen? Roch er deswegen so süßlich? Jetzt, wo das Blut unter seiner Pfote nicht mehr floss und sein Angstschweiß langsam verflog, roch ich in seinem Fell Reste eines süßlichen Geruchs, den ich nur aus Plastikflaschen kannte, die die Menschen auf die Müllkippe warfen. Darin befanden sich Reste von bitterem Brei, mal himmelblau, mal rosa. Hatte der Fremde so eine Flasche mit den Zähnen aufgerissen und sich darin gesuhlt, oder hatten die Menschen ihn mit dem Inhalt eingerieben? Viel merkwürdiger noch: Wie konnte ein Hund mit Menschen zusammenleben und das auch schön finden?

Wir erreichten die Kuppe und sahen nun auch das Wasser. Im Herbst und Winter floss es schnell, jetzt lag es friedlich da. Wir Geschwister tranken nicht oft daraus. Es gab genug kleine Regentümpel zwischen den Müllbergen, und auch, wenn die in der Sommerhitze zu Pfützen schrumpften, reichte das Wasser allemal für uns. Manchmal schlabberten wir auch süße, klebrige Säfte aus nicht ganz geleerten Flaschen. Einige dieser Säfte waren ein Genuss, andere bereiteten uns Bauchschmerzen. Welche welche waren, hatten wir schon als Junghunde herausgefunden.

Vor nicht allzu vielen Sommern hatte der Hügel, den ich jetzt mit dem Fremden herunterlief, noch gar nicht existiert. Die Müllkippe war dem Bach schon recht nahe gekommen. Ob sie ihn eines Tages unter sich begraben würde?

«Da unten müssen wir hin», sagte ich zu dem schwarzen Hund und rannte nun vor, um sein verwirrendes Gerede von *Lilly* und dem *Bett* und dem *Frauchen* nicht mehr weiter anhören zu müssen. Auf sein Humpeln musste ich keine Rücksicht mehr nehmen, sah er doch jetzt das Ziel.

Am Bach angekommen, schlabberte ich erst einmal Wasser.

Es war so viel klarer als das Pfützenwasser, obwohl Müll darin

schwamm. Im Herbst und Winter waren es Plastikbecher und Dosen, die von der Kippe hinüberwehten, jetzt im Sommer waren es kleine Plastikbällchen, die nie unterzugehen schienen, ganz im Gegensatz zu dem weißen Papier und der bunten Pappe, die sich mit Wasser vollsogen und sanken. So wie wir Hunde es auch tun würden, sollten wir so verrückt sein, in den Bach zu gehen.

Der Fremde trat zu mir und schlabberte hastig, bis sein erster Durst gestillt war. Danach funkelten seine tiefschwarzen Augen noch mehr und er fragte: «Warum springst du nicht rein?»

«Ich soll ins Wasser springen? »

«Natürlich. Ich liebe es, im Wasser zu sein. Wenn meine Pfote nicht so brennen würde, wäre ich schon längst drin», antwortete er und klang dabei das erste Mal ein wenig fröhlich.

Schwimmen? Der schwarze Hund musste verrückt sein!

«Leg dich da rein», deutete ich auf einen Busch, der nahe am Wasser stand. Auf unserer Seite des Ufers war er das einzige Grün, das aus dem staubigen Boden wuchs. Auf der anderen Seite gab es mehr davon.

Der Fremde hörte auf mich und kroch unter den Busch, die Beine fluchtbereit ein wenig angewinkelt. Dabei fragte er: „Und morgen bringst du mich zu Lilly, nicht wahr?“

«Natürlich», log ich erneut, bevor er die Augen schloss. Ich wollte ihm noch nicht die Wahrheit sagen. Erst morgen.

INTERVIEW MIT DAVID SAFIER

Von Ihnen erwartet man ja normalerweise lustige Bücher mit phantastischem Einschlag und schrägen Einfällen – wie viel Witz steckt in dem neuen Buch?

Also, ich schreibe ja auch ganz andere Bücher. Wer «28 Tage lang» gelesen hat, weiß das. Und es gibt eine Seite von mir, die auch gerne dramatische, große Geschichten erzählt. Und das hier ist so ein Buch. Es ist ein großes Liebesabenteuer. Ein bisschen Humor ist zwar auch dabei, aber in erster Linie ist es ein spannender, hochemotionaler Roman.

Und worum geht es? Was ist das Besondere an der Geschichte?

Kurz gesagt geht es um zwei sehr unterschiedliche Hunde: eine Wildhündin und einen Haushund. Die beiden wollen sein Zuhause finden, ein Dorf in den Alpen. Das ist das eine. Zugleich erzähle ich eine große Liebesgeschichte zwischen diesen beiden Hunden. Und es geht auch um ein Thema, das mir sehr am Herzen liegt: um Reinkarnation, aber ganz ganz anders als bei «Mieses Karma».

Wie sind Sie auf das Thema gekommen?

Ich gehe jeden Tag mit unserem Hund Max spazieren, er liegt neben mir auf dem Sofa und leistet mir Gesellschaft beim Schreiben. Bei all dem merke ich, dass er mehr Seele besitzt als so mancher Mensch. Und ich frage mich, was er wohl denkt, fühlt und liebt. Und von solchen Überlegungen ist der Weg nicht weit, ihn zum Helden einer meiner Geschichten zu machen.

Foto: Dennis Dirksen



Die zwei Hunde machen sich ja auf einen sehr weiten Weg, von Italien nach Hause. Was bedeutet Ihnen Heimat, und was ist Ihr Wohlfühlort?

Na ja, Heimat – und das wird bei den Hunden ähnlich sein – sind jene, die man liebt. Heimat ist dort, wo das Herz ist. Das ist zwar ein Klischee, aber das ist tatsächlich auch das, was es für mich bedeutet. Meine Heimat ist Bremen, dort leben meine Frau, unsere beiden Kinder und unser Hund Max. Und mein Wohlfühlort ist ganz simpel: Ich liege wahnsinnig gern im Bett und lese.

Sie haben gerade schon gesagt, es geht in dem Buch auch um Reinkarnation. Welche Rolle spielt Spiritualität in Ihrem Leben?

Das ist etwas, mit dem ich mich sehr viel beschäftige. In meiner Familie gab es leider auch viel Tod: Ich habe meine Schwester verloren, meine Eltern. Die Frage «Gibt es ein Leben nach dem Tod? Wie sieht es aus?» beschäftigt mich seit diesen Todesfällen und ist ein Teil von mir. Bei Max und Amelie geht es um eine ganz spezielle Form der Reinkarnation und auch um die Frage, ob Liebe Schicksal ist oder nicht.

Was ist Ihre Lebensphilosophie?

Sagen wir es mal so: In meinen Büchern geht es ja auch oft um die Frage, wie wir miteinander umgehen. Ganz salopp – es gibt bei der Bundesbahn das Schild: «Bitte hinterlassen Sie die Toilette so, wie Sie sie vorgefunden haben.» Das andere ist natürlich: Wenn man gut ist zu anderen Menschen, wenn man sich bemüht, nett zu sein – dann ist das gut für alle. Egal, ob es ein Leben nach dem Tod gibt oder nicht, ist es gut, wenn wir jetzt probieren, aufmerksam und anständig zu sein. Gelingt einem nicht immer, auch mir nicht. Mal ist man wütend, mal ist man ungerecht, das gehört ja auch zum Leben dazu, aber ich bemühe mich schon, so zu leben.

Was macht Sie glücklich und worüber ärgern Sie sich?

Glücklich machen mich die Menschen, die ich liebe. Glücklich macht es mich auch, wenn ich mit meinem Hund zusammen bin. Und glücklich macht mich das Schreiben.

Und worüber ärgern Sie sich?

Richtig aufregen konnte mich früher mein Sohn Nr.1 in der Pubertät, aber die ist zum Glück vorbei. Und es gibt die Weltläufte, über die man sich ärgert – Politik, Rechtspopulismus usw. usf. Im Privaten ärgert mich, wenn Leute sehr unhöflich oder überheblich gegenüber anderen sind.

«Unten am Fluss» (Watership Down) gehört zu Ihren Lieblingsbüchern. Warum ist das so, und wie weit hat das Buch Sie zu Ihrer neuen Geschichte inspiriert?

«Unten am Fluss» ist tatsächlich mein Lieblingsbuch. Ein großartiger Roman, wahnsinnig spannend, eine große Mythologie, einfach toll und ganz besonders. Das ist nichts, wo man sagen kann, das mach ich jetzt auch mal. Aber ich finde diese Art von Erzählung – dass man mit Tieren eine große spannende Geschichte erzählt und auch etwas damit aussagt – großartig und, ja, inspirierend. Ich habe das mit dem Thema Liebe verbunden.

«Die Ballade von Max und Amelie» ist ein großes Liebesabenteuer, und wenn man überhaupt nach einem Buch sucht, das einigermaßen ähnlich ist oder in eine ähnliche Richtung geht, dann ist es wohl «Watership Down».

Und wer soll Ihr neues Buch lesen?

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass alle meine Bücher – und dazu gibt es auch Studien – von Menschen zwischen 10 und 80 Jahren gelesen werden. Ich habe sehr junge Leser, sehr alte Leser, insgesamt einfach eine breite Leserschaft. Und dieses Buch wird sicher nicht den Deutschen Buchpreis gewinnen. Aber es ist unterhaltsam – nicht in dem Sinne, dass man die ganze Zeit lacht, sondern dass es spannend ist. Und deshalb ist es, so wie meine vorherigen Bücher auch, All Age – für alle geeignet.

Also perfekt zum Selberlesen und Verschenken.

Ja, es ist ganz sicher ein tolles Weihnachtsgeschenk. Geeignet für alle, die Hunde lieben. Oder große Abenteuergeschichten. Oder große Liebesgeschichten.



Geb. SU

€ 18,00 (D) / € 18,50 (A)

— ISBN 978-3-463-40709-8 —

www.rowohlt.de